

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ März 2022



Zeitzeugengespräch an der Deutsch-Skandinavischen-Gemeinschaftsschule in Berlin
Foto: Christin Sommerfeld

Am 25. Januar 2022 waren unsere Zeitzeugen Salomea Genin und Günter Böhm zu Gast am internationalen Holocaustgedenktag. Am 27. Februar wollten Schülerinnen und Schüler der 3. bis 6. Klasse mit Menschen sprechen, die die Zeit des Nationalsozialismus und den Holocaust selbst miterlebt haben. Der folgende Bericht der Schülerin Fiona Thomson, der im Kinderspiegel des Berliner Tagesspiegel veröffentlicht wurde, fasst das besondere Zeitzeugengespräch zusammen.

Nie wieder Krieg. Zeitzeugen zu Gast in einer Schulklasse *Von Fiona Thomson, 11 Jahre*

„Sind sie schon da? Wann kommen sie?“, fragten ich und die anderen von der Deutsch-Skandinavischen Schule in Tempelhof immer wieder. Wir alle 30 Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren warteten im Klassenraum

auf Salomea Genin und Günter Böhm, zwei Zeitzeugen aus dem Zweiten Weltkrieg. Salomea Genin, 1932 in Berlin geboren, floh 1939 mit ihrer Familie nach Australien, weil es für Juden in Europa damals nicht mehr sicher war. Die Nazis waren an die Macht gekommen und verfolgten sie. Günter Böhm wurde 1931 geboren und ist kein Jude, aber auch er hat unter dem Krieg sehr gelitten.

Als die beiden dann bei uns saßen, waren alle sehr aufgeregt. Unsere beiden Kindermoderatoren von der DSG stellten sie vor.

Inhalt	
Thomson: Nie wieder Krieg	1
Baer: Der Entscheider	2
Schröder: Pandemie	4
Degner: Geschichtsschreibung...	6
Koch: Berlinale 2022	6
Robel: Bestätigung als Zeitzeuge	8
Besser: Einst gebaut...	9
Gratulationen	12
Impressum	12

Salomea Genin hat angefangen, über ihr Leben zu erzählen und uns auch Fotos aus ihrer Kindheit gezeigt, Bilder einer glücklichen Familie in Berlin. Sie hat sehr viel Spannendes berichtet, zum Beispiel, wie schwer es war, eine Einreiseerlaubnis für Australien zu bekommen, weil damals so viele Juden aus Deutschland fliehen mussten. Und dass sie sich als Kind Loni nannte, weil Salomea ein sehr jüdischer Name ist und sie damals nicht wollte, dass man sie sofort als Jüdin erkannte. *(Anmerkung der ZZB: Frau Genin nannte sich nicht selbst Loni, sondern wurde von ihrer Mutter so genannt, nachdem diese darauf aufmerksam gemacht wurde, dass ihre Tochter es mit einem so jüdischen Namen schwer in Deutschland haben würde.)*

Günter Böhm hat auch sehr viel über seine Kindheit im Krieg in Berlin erzählt, wie wenig sie oft zu essen hatten und dass sie nach den Angriffen mit ihrer Klasse Granatsplitter eingesammelt und abgegeben haben. Daraus wurden dann neue Granaten gemacht.

Er und Salomea Genin kannten sich vorher nicht. Das Treffen hatte unsere Lehrerin zusammen mit der Arbeiterwohlfahrt in Tempelhof und der Zeitzeugenbörse organisiert. Es war sehr spannend, die unterschiedlichen Erlebnisse von ihnen zu hören. Aber eines hatten sie gemeinsam: die Angst. Bei Günter Böhm war es die Angst, von einer Bombe getroffen zu werden, bei Salomea Genin die Angst, wie sie sich in dem fremden Land zu rechtfinden würde, dessen Sprache sie nicht verstand.

Für mich war es eines der interessantesten Gespräche, das ich je gehört habe. Ich fand es so toll, dass die beiden mit uns über ihre Kriegserlebnisse geredet haben. Es gibt ja nur wenige, die sich das trauen. Beide sagten, sie hätten das gleiche Ziel: So etwas wie der Zweite Weltkrieg darf nie wieder passieren.

Vielleicht sind in fünf Jahren alle Zeitzeugen von damals schon gestorben. Deshalb, finde ich, ist es jetzt unsere Aufgabe, diesen Menschen zuzuhören, um so viele Geschichten

wie möglich zu erfahren, damit wir dann anderen Menschen vom Krieg und von der Verfolgung der Juden unter den Nazis erzählen. So was Schlimmes darf nicht in Vergessenheit geraten. Ich bin froh darüber, dass ich die Chance bekommen habe, mit den beiden zu sprechen. Ein großer Dank an Salomea Genin und Günter Böhm.

Der Entscheider Von Karl-Heinz Baer

Mein Name ist Karl-Heinz Baer. Ich habe in der ehemaligen DDR meine Kindheit und Jugend verbracht. Nachdem ich 1972 eine Berufsausbildung mit Abitur erfolgreich abschloss und meinen Grundwehrdienst von 18 Monaten absolviert hatte, nahm ich 1974 ein Studium der Rechtswissenschaften an der „Humboldt-Universität“ zu Berlin auf, welches ich 1978 erfolgreich beendete. Danach arbeitete ich zunächst an einem Kreisgericht. Von 1986 bis zum Ende der DDR war ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Personalabteilung des Justizministeriums der DDR tätig.

Am 03. Oktober 1990 verlor ich meinen Arbeitsplatz und nahm zunächst die Möglichkeit einer Umschulung zum Wirtschaftsjuristen war. Diese vom Arbeitsamt geförderte Maßnahme brach ich im Mai 1991 ab, nachdem meine Bewerbung beim damaligen Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge - heute Bundesamt für Migration und Flüchtlinge - erfolgreich war.

Am 01.06. 1991 nahm ich meinen Dienst in einer Außenstelle in einem der neuen Bundesländer als Sachbearbeiter des gehobenen Dienstes auf. Nach einer umfangreichen Einarbeitung und vielfältigen Schulungsmaßnahmen in ein für mich völlig neues Rechtsgebiet wurde ich als Einzelentscheider eingesetzt. Meine Aufgabe bestand darin, Asylverfahren zu bearbeiten und über Asylanträge zu entscheiden. 1993 wechselte ich nach Berlin. Hier war ich bis zu meinem Ausscheiden

den aus dem Berufsleben als Entscheider tätig. Aufgrund neuer gesetzlicher Regelungen auf dem Gebiet des Asyl- und Flüchtlingsrechts änderte sich die Tätigkeitsbezeichnung. Anstelle Einzelentscheider wurden die über Asylanträge u.a. damit in Verbindung stehenden Aufgaben zu entscheidenden Mitarbeiter des Bundesamtes jetzt Entscheider genannt. Bedingt war dies auch durch die Abschaffung der Weisungsungebundenheit dieses Personenkreises 1993.

Das Grundrecht auf Asyl ist bereits als ein Verfassungsrecht im Artikel 16a des Grundgesetzes (GG) novelliert. Im Absatz 1 dieser gesetzlichen Regelung heißt es, „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.“ Der Absatz 2 regelt die Fälle, die den Anspruch auf Asyl ausschließen.

Jeder nicht EU-Ausländer, der bei bzw. nach der Einreise ins Bundesgebiet gegenüber den Grenzbehörden oder anderen staatlichen Stellen seinen Willen, Asyl zu beantragen zum Ausdruck bringt, wird entsprechend eines festgelegten Schlüssels auf ein Bundesland verteilt. Die zuständigen Ausländerbehörden sorgen dann für die Unterbringung und Versorgung der Asylbewerber. Die Asylbewerber werden zu der für den Bereich zuständigen Außenstelle des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge gebracht bzw. begeben sich selbständig dahin.

In diesen Außenstellen werden die Ausländer erkenntnisdienlich behandelt, Identitätspapiere wie Reisepässe u.a. Urkunden werden - soweit vorhanden – einbehalten und auf ihre Echtheit geprüft. Die Ausländer erhalten die Möglichkeit, ihre Asylanträge schriftlich zu begründen.

Für jede Person wird eine entsprechende Verfahrensakte angelegt und geprüft, ob der Ausländer schon einmal ein Asylverfahren in Deutschland durchlaufen bzw. in einem anderen Bundesland Asyl beantragt hat.

Nachdem festgestellt wurde, dass ein Asylerstantrag vorliegt, wird ein Termin zur Anhörung bestimmt. Die Ausländer erhalten eine entsprechende Ladung.

Die Anhörung durch einen Entscheider bildet den Kern des Asylverfahrens. Neben dem

Entscheider nimmt ein/e Dolmetscher/-in an der Anhörung teil.

Der Ausländer hat auch die Möglichkeit, sich in jeder Phase des Asylverfahrens eines Rechtsbeistandes zu bedienen. In der Anhörung werden dem Asylbewerber sowohl allgemeine Fragen z.B. zu seiner Herkunft und seinen Lebensverhältnissen im Herkunftsland gestellt. Außerdem erhält er die umfassende Möglichkeit, sich zu den Gründen zu äußern, die ihn veranlassten, seine Heimat zu verlassen und in Deutschland um Asyl nachzusuchen. Das Bundesamt hat jedoch nicht nur zu prüfen, ob Asylgründe vorliegen, sondern auch, ob Gründe für die Gewährung subsidiären Schutzes vorliegen, z.B. bei Glaubhaftmachung drohender Folter oder Verhängung oder Vollstreckung der Todesstrafe im Falle einer Rückkehr ins Heimatland.

Beziehen sich Asylbewerber in ihren Darlegungen auf konkrete Ereignisse z.B. Verfolgung im Zusammenhang mit ihrem Religionsbekenntnis oder ihrer sexuellen Orientierung, besteht für den Entscheider bei Zweifeln an der Glaubhaftmachung die Möglichkeit, z.B. beim Auswärtigen Amt oder Instituten, die sich mit der politischen – bzw. Menschenrechtssituation in einzelnen Herkunftsländern befassen, durch sachbezogene Fragestellungen den Sachverhalt aufzuklären. So behauptete ein iranischer Antragsteller, dass er homosexuell sei und mit einem Partner im Campingwagen seines Vaters von Pasdaran (Sittenpolizei) in flagranti ertappt worden sei. Aufgrund des Vortrages waren jedoch Zweifel an der Richtigkeit begründet. Diese Zweifel bestätigten sich. Der Vater des Antragstellers hatte keinen Campingwagen. Sein Sohn befand sich auf Arbeitssuche in Deutschland. Der Asylantrag dieses Antragstellers wurde im vollen Umfang abgelehnt. Ihm wurde die Abschiebung in den Iran angedroht. Falls ein Asylantragsteller mit der Entscheidung des Bundesamtes nicht einverstanden ist, besteht in Deutschland für ihn die Möglichkeit, den Rechtsweg einzuschla-

gen, d.h. vor dem zuständigen Verwaltungsgericht die vom Bundesamt getroffene Entscheidung überprüfen zu lassen.

In meinen Ausführungen kann ich nicht auf jede Besonderheit des Asylverfahrens eingehen, dies sollte auch nicht das Ziel sein.

Ich wollte etwas über die verantwortungsvolle Tätigkeit der Mitarbeiter des Bundesamtes für Flüchtlinge und Migration auf dem Gebiet des Asylrechts schreiben.

Pandemie – Das erste Jahr Zeitzeugenbericht aus der Gegenwart Von Meinhard Schröder

Meine verstorbene Mutter hat mir nicht erzählt, wie sie die Pandemie ihrer Kindheit erlebt hatte – die Spanische Grippe. Wahrscheinlich nahmen die Menschen vor einhundert Jahren sie nur als eine von mehreren Alltagskatastrophen wie Hunger, Armut und Krankheiten wahr.

Anders Corona für uns Heutige. Es traf uns unvorbereitet. Ja, es hatte Sars und Mers gegeben – auch Coronavirus-Erkrankungen – aber anderswo, nicht bei uns; bei uns herrschen Sauberkeit und Ordnung, da kann sich ein solches Virus nicht pandemisch ausbreiten wie auf chinesischen Märkten mit frischgeschlachteten Wildtieren. Dachten wir. Einer von vielen Irrtümern. Aber selbst die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und das regierungsamtliche Robert-Koch-Institut (RKI) bestärkten uns zunächst in unserer gefühlten Sicherheit. Auch die ersten Infektionen in Deutschland beunruhigten uns nicht. Der erste Tote änderte unsere Sicht. Plötzlich wurden Großveranstaltungen abgesagt, aber der Karneval fand noch ungehindert statt, wohl ein Festival für Corona. Schifahrer hatten sich im Schiort Ischgl infiziert und streuten das Virus über Deutschland. Aber aufgewacht bin ich erst am 12. März, als die Bundeskanzlerin eine Bund-Länder-Konferenz zum Thema Corona einberufen hatte. „Die müssen jetzt Kontaktbeschränkungen beschließen, sonst grassiert hier eine Seuche;

einen anderen Schutz gibt es nicht“, sagte ich zur Liebsten. „Und du, was machst du? Munter weiter Führungen, Vorträge, Tischtennisspielen. Es ist eine schwere Lungenerkrankung, nimm das ernst.“

Sie hatte recht. „Okay. Ich sage alle Veranstaltungen ab. Und morgen gehe ich das letzte Mal zum Tischtennis.“ Kurz darauf bestätigte die Kanzlerin die Worte der Liebsten.

Die Regierung beschloss tatsächlich Kontaktbeschränkungen. Was passierte eigentlich gerade mit diesem Virus? Von Anfang an traten Menschen auf, die das alles für eine perfide Lüge hielten: Corona gäbe es gar nicht und wenn doch, dann wäre es nicht schlimmer als eine normale Grippe. Das behauptete auch einer der zehn weltweit führenden EpidemiologInnen, Professor John Ioannidis. Die 10.000 Corona-Toten in den USA würden in dem Grundrauschen der alljährlichen Grippe untergehen; siehste, hielten mir Corona-Leugner entgegen. Und der Konvoi von Militärlastwagen mit all den angeblichen Corona-Särgen wäre sowieso eine Fälschung. Alles nur ausgeheckt von den Juden oder von Bill Gates oder der Regierung, um eine Diktatur zu errichten oder die arische Bevölkerung auszutauschen. Man müsste sich vorbereiten auf den Tag X und Vorräte anlegen. Das stieß teilweise auf Resonanz bei vielen Deutschen. Im Nu leerten sich die Supermarktregale, und Klopapier wurde knapp. Andere Völker mögen Wein oder eingelegte Schnecken horten, bei uns gilt: Die Welt mag untergehen, aber nicht ohne Klopapier.

Die Kontaktbeschränkungen hießen bald Lockdown, obwohl wir nicht eingesperrt waren. Die Berufstätigen eilten nach wie vor zur Arbeit, wir gingen nach wie vor einkaufen und spazieren, allerdings jetzt weitestgehend nur zu Zweit oder zu Dritt. Trotzdem leerten sich die Straßen. Die Rolling Stones trafen die gespenstische Atmosphäre sehr gut mit ihrem Song „Living in a Ghost Town“, der schon in den ersten beiden Tagen zwei Millionen mal auf YouTube angeklickt wurde.

Mir leuchtete nicht ein, warum wir „zu Hause bleiben“ sollten – war die Ansteckungsgefahr in Innenräumen nicht größer als an der frischen Luft? Wir schränkten unsere sozialen Kontakte drastisch ein, „social distancing“ hieß die Parole der Stunde, wieder falsch formuliert: gemeint war die physische Distanz; im Gegenteil galt es, soziale Nähe über Telefon, Skype, WhatsApp oder Video-Konferenz zu bewahren.

Wir erkundeten auf Ausflügen die Umgebung Berlins mit ihren Wäldern, Seen und Flüsschen, wie wir es noch nie getan hatten.

Statt Lockdown hätte es besser Shutdown geheißen: Herunterfahren des öffentlichen Lebens, keine Kultur- und Sportveranstaltungen, Schließung von Schulen und Kitas. Zu Beginn jubelten die Kinder über plötzliche und zusätzliche Ferien. Aber dann fühlten sie sich eingesperrt, der Kontakte zu Gleichaltrigen beraubt und begannen zu weinen. Auch der Unterricht per Bildschirm klappte anfangs nur sehr selten.

Beim Einkauf konnte man sich leicht anstecken. Mit schlechtem Gewissen nahm ich das Angebot einer jungen Frau an, für mich einzukaufen. Ich fühlte mich doch nicht sooo alt oder gehbehindert. Aber ich galt jetzt als Angehöriger der Hochrisiko-Gruppe, was die Liebste wütend von sich wies.

Sofort leuchtete mir ein, dass eine Maske gegen Ansteckung hilft, eine Maske oder Mund-Nasen-Bedeckung, wie es im pandemisch-hygienischen Fachjargon hieß. Das RKI winkte zunächst ab: nur geringe Wirkung. Aber die AsiatInnen haben doch eine regelrechte Maskenkultur für Infektionsschutz entwickelt – und bei EuropäerInnen sollte das nicht funktionieren? Hier setzte sich Alltagsvernunft durch. Allenthalben schoben Frauen an heimischen Nähmaschinen Nachtschichten, um Masken zu produzieren, die Regierung hatte keine Vorsorge getroffen. Die Frauen zeigten Kreativität und übertrafen sich gegenseitig mit bunten Mustern. Aus dieser Zeit stammt der Begriff der „AHA-Regel“, Abstand, Händewaschen, Alltagsmaske. Das RKI zog nach, verbot aber die

Alltagsmaske und schrieb „FFP2“ als Standard vor, jedenfalls in den Zeiten einer Welle. Christian Drosten, Virologe an der Berliner Charité, stieg zu einem Star auf. Im Corona-Podcast des NDR erklärte er das Virus, seine Eigenschaften und wie wir ihm entgegen gehen können. Natürlich musste auch er sich gelegentlich korrigieren, trotzdem hörte ich ihm gern beim Überlegen zu.

„Flatten the curve“ lautete die eingängige Lösung auf allen Kanälen, den Berg der Infizierten in den Krankenhäusern abzuflachen, damit das Gesundheitswesen nicht zusammenbricht. Und um eine „Triage“ zu vermeiden, das Aussortieren von Infizierten, wer bei knappen Intensivbetten und -maschinen die Chance auf lebensrettende medizinische Hilfe erhält und wer nicht.

Ich wollte sie nicht sehen, die Bilder von Intubierten, mit Schläuchen und Maschinen am Leben gehalten. Die Liebste schrieb in ihre Patientenverfügung: „Keine intensivmedizinische Behandlung!“ War es feige oder mutig, es ihr nicht gleichzutun?

Immerhin wiederholte sich der Run aufs Klo-papier in den folgenden Wellen nicht. Das Schöne – oder je nach Sicht: das Perfide – an Corona war, dass es im Frühjahr seinen Würgegriff lockerte und uns einen nahezu unbeschwerten Sommer bescherte. Zurückgehende Infektionszahlen boten Politikern reichlich Gelegenheit, sich als Streiter für Lockerungen zu profilieren. VirologInnen und EpidemiologInnen hielten dagegen: „Nicht zu früh! Ihr bereitet sonst den Boden für die nächste Welle!“ Sogar die Kanzlerin schimpfte über „Lockerungsdiskussionsorgien“.

Ich hatte mir den Wikipedia-Eintrag zur Spanischen Grippe angesehen und war überzeugt, es würde auch dieses Mal drei Wellen geben; meine GesprächspartnerInnen sahen mich jeweils ungläubig an. Und es würde 18 Monate dauern. Aber diese Überzeugung teilte ich der Liebsten nicht mit, es hätte sie in tiefe Verzweiflung gestürzt.

Geschichtsschreibung ist nie abgeschlossen

Thomas Flierl über Margarete Schütte-Lihorsky -

Von Dr. Renate Degner

Was bringt den einstigen Kultursenator Flierl dazu, eine umfassende Monografie zur ersten österreichischen Architektin und kommunistischen Widerstandskämpferin Schütte-Lihorsky herauszugeben? Dies fragt Moderator Wolfgang Benz im Gespräch am 25.1.2022 im Brechthaus, dem man sich per Lifestream zuschalten konnte. Eine akribische Arbeit, die weder wissenschaftlichen Ruhm noch finanzielle Vorteile bringt. Die den Briefwechsel der (zwischen 1941-1945 inhaftierten) Frau mit ihrem in Istanbul lebenden Ehemann Wilhelm ediert.

Flierl sagt, dass es vor allem ein unerwarteter Fund war, den ihm die Angehörigen in einem Karton zur Verfügung stellten: 146 Briefe, Postkarten, Notizzettel. Wichtig für die Geschichte des Widerstands ebenso wie die des Kommunismus. Und auch berührend durch die persönlichen Botschaften, die Margarete und Wilhelm sich zuschickten. Aber da gab es schon Mal 1985 eine Veröffentlichung, die sie selber herausgegeben hat; allerdings nur mit ausgewählten 20 Briefen⁽¹⁾. Davon war keiner des Ehemannes dabei, im Gegensatz zu dem neuen Fund.

„Mach den Weg nach Prinkipo, meine Gedanken werden dich dabei begleiten“, heißt der Titel des Buches⁽²⁾. Auf der Insel Prinkipo im Marmarameer steht ein vor dem 1. Weltkrieg errichtetes bizarres Holzhaus, dereinst vorgesehen für die Versorgung der Orientbahn. Es ist ebenso ein Sehnsuchtsort, zu dem Menschen hinpilgern. Für das Architektenpaar ein verbindendes Element.

Geheiratet hatten sie 1927, 1930 gingen beide als Brigade von Wien in die Sowjetunion, um am 5-Jahres-Plan Stalins mitzubauen. Ab 1937 lehrten sie dann in Istanbul an der Akademie der Schönen Künste. Sie entwarfen Pläne vor allem für Schulen und

Kindergärten⁽³⁾. Sie gründeten – zusammen mit anderen Architekten, u.a. Bruno Taut - 1939 eine kommunistische Zelle. Istanbul war strategisch wichtig für Kurier, die via Odessa mit dem Schiff anreisten. Schütte-Lihorsky und Schütte glaubten sich als unpolitische Experten unverdächtig und deswegen gut für konspirative Arbeit geeignet. Auf der Kurierfahrt nach Wien im Dezember 1940 wurde Schütte-Lihorsky verhaftet und vom Volksgerichtshof zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Warum nicht Galgen, sondern nur Zuchthaus? Es mag daran gelegen haben, dass zu jener Zeit die deutsche Regierung außenpolitische Konflikte mit der Türkei (als Kooperationspartner) vermeiden wollte. - Auch scheint der Briefverkehr zwischen Wien und Istanbul zwar mit Verzögerungen, aber doch relativ freizügig möglich gewesen zu sein.

Flierl geht in dem Interview nicht weiter auf die Zeit nach dem 2. Weltkrieg ein. Nur eine Pikanterie erwähnt er: Wilhelm war für den britischen Geheimdienst tätig, wovon die Sowjetunion gewusst zu haben scheint. - Er starb 1968, sie erst mit 106 Jahren im Jahr 2000. In Erinnerung ist ihr Name auch als Erfinderin der „Frankfurter Küche“: eine ergonomische und praktische Küchengestaltung, die Hausfrauen auch Zeit für Erholung ermöglichen sollte.

1) Erinnerungen aus dem Widerstand 1938-45, Hg. Chup Friemert 1985

2) Lukas-Verlag 2021, 624 S., 241 Abb.

3) Keine der Baupläne in der Türkei wurden realisiert.

Berlinale 2022 – eine neue Erfahrung! Von Sabine Koch

Ich habe dieses Jahr ein Jubiläum zu feiern: seit 2012, also seit Beginn meiner Pensionierung, habe ich die Berlinale – das Berliner Filmfestival - niemals versäumt. Verreisen im Februar ? Das kam gar nicht in Frage. Alle Herausforderungen wie Schlangestehen am

Ticketschalter unter Beobachtung der Programmanzeige in der Hoffnung, dass die ausgewählten Filme noch nicht ausverkauft waren, wurden klaglos hingenommen. Schnelles Umdenken zur Filmauswahl war da erforderlich. Die Älteren wie ich hatten natürlich alles gründlich vorbereitet und sich einen Plan – in schriftlicher Form! - für das Festival erstellt und schüttelten den Kopf über die jungen Leute, die kostbare Zeit vor dem Schalter durch tausend Fragen verschwendeten.

Das nächste Schlangestehen fand dann vor den Kinos statt – bei jedem Wetter – weil es ja keine festen Plätze gab und man sich ja noch einen vernünftigen Platz ergattern wollte, sprich, nicht in den ersten Reihen. Wer Nackenprobleme hat, weiß warum. Auf der anderen Seite war gerade auch dieses Warten auf den Einlass eine der faszinierenden Seiten dieses Festivals. Man kam ins Gespräch mit fremden Menschen aus unterschiedlichen Nationen. Allen war gemeinsam das Interesse an Filmen, die andere Welten und Lebenswirklichkeiten zeigten. Mir gefielen deshalb auch immer die Filme der Reihe „Panorama“ am besten. Wettbewerbsfilme konnte man sowieso später im Kino sehen und die Filme der Reihe Forum waren zuweilen recht ausgefallen wie zum Beispiel „Happer's Comet“ mit folgender Inhaltsbeschreibung: In einem amerikanischen Vorort kommen des Nachts nicht alle Bewohner*innen zur Ruhe. Einige von ihnen schleichen sich auf Rollschuhen aus den Häusern. Ein stimmungsvolles mitternächtliches Mosaik, das ganz ohne Dialoge auskommt.

Trotzdem hatte ich in meinem Plan immer eine bunte Mischung von Sektionen, weil ich Wert auf Vielfalt lege. Natürlich spielte auch der Spielort eine Rolle. Der Berlinale Palast ist sehr steil im Anstieg und wegen meines fehlenden Gleichgewichts nichts für mich. Der Friedrichstadt Palast hingegen riesig groß und bot daher immer eine gute Chance, Karten zu bekommen. Nachteil waren die harten Sitze und mangelnde Beinfreiheit.

Gute Spielorte waren auch das Delphi und das International.

So war das bis zum Jahr 2020 ohne Corona. Als ich hörte, dass die Berlinale 2022 im Februar, in der Zeit der auf dem Höchststand der erwarteten Inzidenzen, stattfinden soll, konnte ich das gar nicht glauben. Alle anderen Großereignisse waren doch bis zum Frühjahr schon abgesagt worden!

Und wie sollte das ablaufen? Karten nur noch online und mit festen Plätzen in den Kinos? Da fielen schon mal meine Verabredungen mit einem befreundeten Ehepaar ins Wasser. Mehr als zwei Karten konnte man ja nicht erwerben. Und alles online – da waren wieder die Jüngeren im Vorteil. Nach meiner Erfahrung waren um kurz nach 10.00 Uhr schon die begehrtesten Tickets weg – wie ich von einer anderen Cineastin gehört habe, wurden da sogar Kontakte nach Holland mit dem schnelleren Internet genutzt.

Auch ich habe natürlich schon Vorbereitungen für den Start am Montag getroffen und den Sohn vor einigen Tagen beauftragt, den PC auf Vordermann zu bringen, weil mir einige Funktionen nicht geläufig waren und ich besonders mit dem Bezahlen zu kämpfen habe. Welches Passwort habe ich für welchen Kartenanbieter? Meine handschriftlichen Aufzeichnungen dazu sind inzwischen schon etwas unübersichtlich, und oft wird mir deshalb der Zugang zum System verweigert.

Heute ist Sonntag und die Spannung steigt. Konnte am Montag erst gegen 12.00 Uhr ins Berlinale-Programm. Alle Vorstellungen ausverkauft. Das war jetzt nicht so schlimm, es gab ja für Donnerstag nur zwei Filme im Programm. Ich setzte meine Hoffnungen auf Dienstag und war pünktlich um 10.00 Uhr am PC. Zwei Minuten danach waren die Tickets auch schon ausverkauft, die Stimmung düster. Sollte die diesjährige Berlinale ganz ohne mich stattfinden? Man sollte es jedoch auch später noch einmal versuchen, da dann reservierte Karten wieder freigegeben würden. Wie das technisch funktioniert, wird wieder eins der vielen Geheimnisse der digitalen Welt für mich bleiben. Wie dem auch sei,

nach einem erneuten Versuch 20 Minuten später hatte ich tatsächlich ein Ticket für meinen Wunschfilm auf dem PC. Das Ausdrucken in Originalgröße gelang zwar noch nicht, aber das Problem bekommen wir (Sohn) auch noch gelöst.

Trotz grauem Himmel steigt die Stimmung. Fürs Wochenende waren dann wieder keine Tickets zu bekommen, aber inzwischen wusste ich, worauf ich zu achten hatte: pünktlich um 10.00 Uhr den Mauszeiger auf den ausgewählten Film und bei Aufleuchten der Freigabe sofort anklicken, es geht um Zehntelsekunden. Ja, wer keinen Stress mehr hat, der sucht sich welchen.

Auf diese Weise habe ich dann doch noch einige Filme unterschiedlicher Qualität sehen können. Aber die kurzen Inhaltsangaben im Programm geben sowieso wenig Auskunft über das, was einen wirklich erwartet. Man muss sich manchmal schon fragen, ob sämtliche krankhafte Verhaltensweisen bei einem solchen Festival gezeigt werden müssen – übrigens auch der bekannte Film „Die Klavierspielerin“ mit Isabelle Huppert gehört dazu - und ob das übliche Klatschen nach Beendigung des Films da nicht besser unterbleiben sollte.

Ein Film, den ich heute gesehen habe, passt zu der Arbeit, die die Zeitzeugenbörse leistet und den in letzter Zeit gehäuften Anfragen zum Thema Holocaust. Der dokumentarische Film „Nelly & Nadine“ erzählt die Geschichte von zwei Frauen, die sich im KZ Ravensbrück kennen und lieben gelernt haben. Sie werden getrennt, aber finden sich nach Befreiung der Lager wieder. Ihre Lebensstationen werden mit Hilfe von Weggefährten, die von der Enkelin anhand der Aufzeichnungen der beiden Frauen aufgespürt werden, lebendig. Im Mittelpunkt steht hier nicht das Lagerleben, das in vielen Filmen thematisiert wurde, sondern ihr gemeinsames Leben nach dem Krieg. Ich vermute, dass dieser Film auch später in die Kinos kommt, wie auch viele der anderen Filme aus den Sektionen Wettbewerb und Panorama.

Fazit: Ich möchte auch die Berlinale 2022 unter Corona-Bedingungen nicht missen, aber wünsche mir doch wieder das Schlangestehen am Ticketschalter und das internationale Publikum für das kommende Jahr.

Bestätigung als Zeitzeuge.

Daniel Barenboim

Von Hans-Dieter Robel

In der letzten Zeit wurde mir bewusst, dass ich seit meiner Übersiedlung nach Berlin auch im kulturellen Bereich hier Zeitgeschichte miterleben durfte.

Als 20-jähriger Hannoveraner zog ich Ende 1968, nach 2-jähriger Bundeswehrzeit, zum Ingenieurstudium nach Berlin. Ich hatte damals die Möglichkeit das Studium zum Vermessungsingenieur entweder in Oldenburg, Mainz oder Berlin (West) zu absolvieren. Natürlich fiel mir die Entscheidung für die spannende Stadt Berlin leicht. Dies zumal in einer Zeit des Kalten Krieges in seiner kältesten Phase. Die Eltern in Hannover waren hinter 2 Grenzen bis zu 8 Stunden weit weg und Telefonat war nur mir langer Wartezeit möglich. Also ich war „abgenabelt“

Die Übersiedlung nach Berlin hat sich dann sehr schnell zu meiner großen Zufriedenheit entwickelt. Ich fand eine Wohngemeinschaft im Hansaviertel, das Studium fand in Neuköllner Leinestraße und in der Schöneberger Kurfürstenstraße statt. So kam ich in Berlin rum und lernte viele neue Leute kennen. Und anderem ein weltoffenes Mädchen aus Schwaben. Sie brachte mich auf die Idee mit „Studententickets“ die Bühnen und Konzertsäle zu besuchen. Für Tickets für 5,00DM oder max. 10,00DM bekam man diese Tickets. Ich konnte auf diese Weise viel Kultur erforschen und fand heraus, dass mir klassische Konzerte am meisten lagen. Bevorzugter Ort war (und ist) die Philharmonie im Tiergarten. Natürlich waren es die billigsten Plätze hinter dem Orchester in Block H. Ich genoss den Blick auf die Musiker, denen man von Block H besonders nah ist.

Bei einem Klavierkonzert (Beethoven) wurde ein „junger Pianist aus dem Nahen Osten“ vorgestellt. Ich kann mich erinnern, dass ich von dem Vortrag fasziniert war. **Dieser junge Mann war Daniel Barenboim.** Man kann vom Block H die Klaviertasten besonders gut beobachten. Ich begleitete sein Engagement über die Jahre und freute mich, dass so ein Ausnahmekünstler in Berlin tätig war und ist.



H.-D. Robel und Dagmar Behrendt

Foto: KulturZeitlos

Und nun schloss sich der Kreis: ich beziehe regelmäßig den Newsletter von „Pierre Boulez Saal“ <newsletter@boulezsaal.de>. Dort wurde folgendes angeboten:

KULTUR ZEIT los!
**Mobilität und Kultur
für Menschen ab 65
Jahren:
Jetzt kostenlose Plätze
sichern!**

Schreiben Sie uns einfach eine E-Mail mit Ihrem Geburtsjahr an newsletter@boulezsaal.de. Die schnellsten Teilnehmer sichern sich die kostenlosen Plätze – einschließlich Eintrittskarte zum Konzert und Begleitung. Falls nur bestimmte Termine für Sie infrage kommen, vermerken Sie diese bitte in Ihrer E-Mail. Bei erfolgreicher Teilnahme stimmen Sie der anschließenden Weiterleitung Ihrer Kontaktdaten an KULTUR ZEIT los! zu. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wir bewarben uns und hatten Erfolg. Wir waren die ersten Gäste und konnten das Angebot genießen. Leider war das Angebot wegen Corona eingeschränkt. Wir wurden

zwar von einem „London-Taxi“ abgeholt und auch nach Hause gebracht. Aber das Catering war nicht möglich. Das Gespräch mit dem Intendanten war sehr aufschlussreich. Und das Konzert in dem Saal mit seiner unvergleichlichen Akustik war ein Erlebnis, das im Gedächtnis bleibt. Leider konnten wir Daniel Barenboim nicht treffen, hatten aber die Möglichkeit seine „Akademie Daniel Barenboim Stiftung“ zu besichtigen.

So schloss sich ein Kreis und mir wurde bewusst, wie schön es ist, sich als Zeitzeuge an die letzten 52 Jahre zu erinnern. Wir können das Angebot nur empfehlen!

[Anm. d. Red. Erste Veranstaltungen von KULTUR ZEIT los! gibt es ab April 2022 Bedingung damit eine Fahrt zustande kommt: Teilnahme ab 65 Jahre, Mindestanzahl: 3 Fahrgäste pro Fahrgemeinschaft, maximal 5 Fahrgäste. www.kulturzeitlos.org/newsletter]

**Einst gebaut, dann genutzt - jetzt ruiniert
Von Wolfhard Besser**

Wer als Wanderer auf dem Weg in den Grünauer Forst oder per Straßenbahnlinie 68 in Richtung Karolinenhof/Schmöckwitz unterwegs ist, dessen Blick fällt am Ende der Regattastraße auf einen ruinösen Backsteinbau. Dieses einst bemerkenswerte Gebäude mit der Hausnummer 277 hat ein bewegtes

Leben hinter sich. Als Wassersportareal angelegt am Ufer der Dahme, fristet es seit 1992/93 ein trostloses Dasein. Zur Geschichte des Bauwerkes:

1928 erhält die Darmstädter- und Nationalbank Berlin vom Köpenicker Bauamt die Genehmigung zum Bau einer Wassersportanlage, die bereits 1929 fertiggestellt ist. 1934 übernimmt die Dresdener Bank Gebäude und Umfeld als Sport- und Erholungsheim für "soziale Zwecke". 1940 erklärt es der Wehrmachtsfiskus zu einem Reserve-Lazarett, in dem bis zum Kriegsende leichte Fälle behandelt werden. 1945 beschlagnahmt die Sowjetische Militäradministration (SMAD) das Areal zur eigenen Nutzung. Es besteht die Absicht, hier eine Radiostation für die Angehörigen der Roten Armee einzurichten. Die SMAD entscheidet dann aber anders und gründet "Radio Wolga" in Potsdam. Das Haus Regattastraße 277 soll trotzdem als Funkhaus ausgebaut werden und wird der Zentralverwaltung für Post- und Fernmeldewesen der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) übergeben. Das Amt verfügt, dass in den Bootshäusern der Dresdener Bank und der Allianz (Gebäude neben Regattastraße 277) eine Drahtfunk-Studioanlage zu errichten sei und dem Berliner Rundfunk zu übergeben ist zur Unterstützung des Demokratischen Rundfunks in der Masurenallee. Mit der Aufteilung Berlins in vier Sektoren durch die Siegermächte war festgelegt worden, dass die Rundfunkversorgung der SBZ und Berlins aus dem "Haus des Rundfunks" (im Britischen Sektor liegend) zu erfolgen hat. Dieser Anachronismus bestand bis 1952.

Die beiden Bootshäuser sind bis Anfang Mai 1947 umgerüstet. Somit gilt dieses Datum als die Geburtsstunde des Funkhauses Grünau - also vor 75 Jahren. Das Haus 277 dient als Sende- und Redaktionsgebäude mit acht ausgebauten Studios unterschiedlicher Größe; das Haus 267 als Verwaltungsgebäude und Kantine. Die in Grünau arbeitenden Redaktionen unterstützen die Redaktionen in der Masurenallee mit speziellen Beiträgen aus dem Kultur- und Musikbereich;

auch den Mitteldeutschen Rundfunk in Leipzig und die Landessender Dresden, Schwerin, Magdeburg und Weimar.

Die Zuspitzung des Kalten Krieges zwischen den Westmächten und der Sowjetunion führt zu dem Entschluss der SMAD, die Technische Zentrale des Demokratischen Rundfunks aus der Masurenallee nach Grünau zu verlegen. Noch hat die SMAD die Oberhoheit über den Rundfunk in der Sowjetischen Besatzungszone. Im Mai 1948 übergibt sie das Rundfunkhaus gänzlich an die (Ost)Deutsche Verwaltung für Volksbildung. Die Generalintendanz übernimmt somit das Areal an der Regattastr. 267/277. Es dient von nun an als reguläres Ersatzfunkhaus, denn die westlichen Siegermächte und der Westberliner Senat inszenieren immer wieder Störungen des Sendebetriebs aus der Masurenallee. Denn die Übertragungsleitungen verlaufen quer durch West-Berlin; den Sendeturm in Tegel sprengen französische Truppen. Schließlich kommt es im Spätsommer 1952 zur vollständigen Abriegelung des "Haus des Rundfunks" in Charlottenburg. Das Funkhaus Grünau übernimmt für kurze Zeit gemeinsam mit dem MDR die Rundfunkversorgung der inzwischen gegründeten DDR. Die Regierung hatte 1950 verfügt, ein eigenes zentrales Rundfunkzentrum in der Nalepastraße zu errichten, das im Herbst 1952 in Betrieb gehen kann. Von nun an bekommen die beiden Gebäude in der Regattastraße andere Aufgaben. Die Straßenbahnhaltestelle der damaligen Linie 86 heißt weiterhin Funkhaus Grünau.

In den Folgejahren ist das Funkhaus Grünau kurzzeitig geheimer Standort des "Freiheitssender 904", ein Piratensender der westdeutschen KPD, gesponsert von der SED. In das Areal 267 zieht die Rudersektion der Armeesportvereinigung "ASK" ein. Jahre später wird das Untergeschoss des Hauses bis 1972 verborgener Standort des "Deutschen Soldatensenders 935", der die Aufgabe hat, Angehörige der Bundeswehr ideologisch zu beeinflussen. Wird aber auch von NVA-Soldaten und jungen Leuten in der DDR gern gehört - der West-Musik wegen. Das

Funkhaus Grünau ist nach 1952 mehrmals auch eine Ausbildungsstätte für künftige Redakteure und bis 1991 für Rundfunk- und Fernsehtechniker. Für mich war das Haus knapp zwei Jahre Anfang der 60er Studienstätte und Internat. Wenige Jahre später zieht die Unterhaltungsredaktion des Deutschen Fernsehfunks und das Fernsehballlet in das Haus.

Nach Abwicklung des DDR-Fernsehens wird das Funkhaus verkauft. Mehrmals wechseln die Besitzer. Sie lassen im Innenbereich ungenehmigte Umbauarbeiten durchführen. Die Köpenicker Baubehörde schließlich unterbindet dies. Das ungesicherte Areal verfällt immer mehr. Der Vandalismus blüht; innerlich und äußerlich. Es kommt erneut zu einem Weiterverkauf des Hauses und Umfeldes. Nun ist es bereits zehn Jahre im Besitz einer Hamburger Immobiliengesellschaft. Nichts geschieht. Die jetzigen Eigner wollen eine Wohnanlage daraus machen. Das ist aber nicht möglich, weil das an der Dahme liegende Areal im Wert von etwa 4 - 5 Millio-

nen € als Wassersportobjekt an der Regattastrecke eingestuft ist. Seit Jahren haben verschiedene Initiativgruppen aus Grünau Aktionen angeregt und gestartet zum Erhalt des ehemaligen Funkhauses - ein Zeugnis der Baukunst aus der Zwischenkriegsperiode mit einem Touch Bauhausstil. Verschiedene Gremien sind bereits aktiv geworden - auch der Bundestagsabgeordnete Gregor Gysi, der SPD-Abgeordnete Robert Schaddach und der Grünauer Bürgerverein. Aber dem Bezirksamt Treptow-Köpenick fehle die rechtliche Handhabe, den Zustand zu verändern; auch was eine ins Spiel gebrachte Enteignung betreffe. Es wird gesagt, solange der/die Besitzer keinen offiziellen Bauantrag stellen, könne nichts unternommen werden. Vor einem Jahr hat wohl das Hamburger Immobilienunternehmen notwendige Reparaturen zugesagt. Aber nichts geschieht. Und so rottet das ehemalige Funkhaus in der Regattastraße 277 weiter vor sich hin. Es steht seit langer Zeit unter Denkmalschutz.



Funkhaus 1960

Foto: Wolfhard Besser



Funkhaus 2018

Foto: Wolfhard Besser

In eigener Sache

❁❁❁❁❁❁ Gratulationen ❁❁❁❁❁❁

Wir gratulieren allen im März geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

**06.03. Ulrich Heilgendorf, 11.03. Manfred Meier, 12.03. Karin Manke, 16.03. Helmut Meyer,
27.03. Gabriel Berger**

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann,

Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der

Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

**Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit
und Soziales**